Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 5

Artikel: Der Sorgenfreie Beruf
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065956

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER SORGENFREIE BERUF

VON X X X

MIT EINEM HOLZSCHNITT VON HANS LOOSER

Unser Bub hat recht, dass er nicht Bauer werden will. Man kommt dabei doch auf keinen grünen Zweig! » meinte mein Vater im Gespräch, das er mit meiner Mutter über meine Zukunft führte.

Diese spann den Gedanken weiter: « Und dass er dann gar daneben, um etwas zu verdienen, Weinhandel treiben müsste, wie sein Vater und Grossvater, daran mag ich erst recht nicht denken! »

Das klang nicht gerade schmeichelhaft für den Vater. Er suchte abzubiegen: « Jedenfalls könnte ich ihn nicht studieren lassen bloss von dem Gelde, das mir das Bauern einbringt. Wenn er es einmal ringer hat, so verdankt er es dem Geschäft, das du jetzt heruntermachst. »

Das Gespräch endete damit, dass ich die Erlaubnis haben sollte, meinem Wunsche gemäss Theologie zu studieren. Der Leitgedanke war: Er soll ein ruhiges, gemütliches Leben in geachteter Stellung haben.

Das war Elternliebe. Wohl auch ein Stück Eitelkeit.

Ich gestehe, dass mich die Begründung nicht befriedigte. Aus solchen Motiven Pfarrer zu werden, schien mir verwerflich. Aber widerreden mochte ich nicht. Sie meinten es ja gut: « Unser Emanuel soll weniger Sorgen und Aufregungen haben als wir! »

* * *

Ich stand im letzten Semester, zu Marburg, als ich, am 30. Juli 1905, aus der Schweiz ein Telegramm erhielt:

« *Können Sie sofort Vikariat in S. antreten? Sind in grosser Verlegenheit. E.* »

Meine Freunde beglückwünschten mich: « Du kannst dann gleich als Pfarrer hineinsitzen, sobald du dein Examen hinter dir hast. Du Glückspilz! »

Sie versicherten mir, dass das mir noch unbekannte S. eine sehr schöne Gemeinde sei.

Ich selber fühlte mich durch den aus der Heimat an mich ergangenen Ruf geschmeichelt, so dass ich nicht widerstehen konnte, obschon ich mit der Zusage eine Dummheit

beging. Ich benötigte meine Zeit dringend zur Vorbereitung aufs Staatsexamen. Aber schliesslich war die Bedeutung des Examens nicht zu vergleichen mit dem Verdienst, das ich mir erwarb, wenn ich einer Gemeinde zu Hilfe eilte.

Ein Schauer der Ehrfurcht überlief mich, indem ich mich an eine Feuersbrunst erinnerte und daran, wie die Bauern von ihrer Feldarbeit, von ihrem eigenen Nutzen weg zur Brandstätte, zur Dienstleistung, eilten. Ein solcher Feuerwehrmann, der sich selber vergass, war jetzt ich.

Am 1. August reiste ich in die Schweiz zurück und am 3. trat ich das Vikariat in S. an.

Drei Wochen später brachte das Lokalblatt ein Eingesandt: « Schon an drei Sonntagen hatte man Gelegenheit, sich von diesem zukünftigen Seelsorger ein Bild zu verschaffen und treffliche Worte zur weitern Erbauung mit nach Hause zu nehmen. Das noch abzulegende Examen wird wohl kein Hindernis bilden zur Anbahnung von bezüglichen Verhandlungen. »

Ein junger Vikar, auf einen altershalber zurückgetretenen Pfarrer folgend, ein Mensch mit neuen Ansichten, mit neuen Ausblicken, hat unfehlbar Zugkraft. Er glaubt es aufs Wort, wenn man ihm Komplimente macht, und dies ausgerechnet unter Vergleichen mit dem alten Pfarrer, der die Leute mit seinen Predigten nicht mehr stark gefesselt hat. Er glaubt, dass er berufen sei, eine Gemeinde aus Schlaf und Verharzung aufzurütteln. Er wäre nicht gesund und jung, wenn er sich nicht das Grösste zutraute, zumal, wenn ihm der Anfang gelingt.

Es war noch die Zeit der Richtungskämpfe. Der alte Pfarrer hatte die alte Richtung vertreten. Seine Predigten waren reichlich durchsetzt mit Bibelzitaten. Diese hatten eine Wirkung zweifacher Art: Die angestammten Predigtbesucher wurden durch jedes Zitat angenehm berührt; die Rechtgläubigkeit des Predigers und der Predigt verlieh ihren Seelen Ruhe. Die jüngere Generation, die Leute, welche nur noch mit einem Fuss in der Kirche standen, langweilten sich jedesmal, wenn wieder eine Bibelstelle, vielleicht ein ganzer Psalm, durch das Gotteshaus klang; sie waren boshaft genug, zu sagen: Allemal, wenn er den Faden verloren hat, sagt er einen Psalm auf, und er verliert den Faden oft.

Der junge Vikar bewegte sich im Gegenwartsleben. Er ging auf die Fragen und Zweifel der Leute ein, nicht nur gnädig, väterlich, von oben herab, sondern als einer, der sich selber mit ihnen herumzuschlagen hatte. Die Erkenntnisse der historisch-kritischen Schule, durch welche die Theologie jenes Jahrzehnts ging, zugleich die Begeisterung der religiös-sozialen Bewegung, die ihn erfasst hatte, sie konnte in kleinen Rinnsalen, wie ein junger Pfarrer sie zu graben versteht, zu den neuzeitlich gerichteten Menschen geleitet werden. Das wirkte belebend.

Die Geister der Gemeinde waren längst geschieden. Nur hatten die Vertreter des Neuen noch keine Gelegenheit gefunden, sich zur Geltung zu bringen. Jetzt war die Gelegenheit gekommen. In Wohnstuben und Wirtshäusern wurde die Sache besprochen, hauptsächlich in der Weise, dass für und gegen den Vikar Stellung bezogen wurde.

Meine begeisterten Hörer und Hörerinnen erzählten mir vom Widerstand, den die aus Vertretern des Alten zusammengesetzte Pfarrwahlkommission allen Versuchen entgegensetzte, welche darauf hinzielten, den Vikar an die verwaiste Pfarrstelle zu bringen. Ich sah im Lichte, welches die guten Leutchen mir aufsteckten, die Sache so: Die Herren von der Kommission wollten wieder Herrenpfarrer haben; sie wünschten im alten Geleise zwischen Pfarrer und Dorfmagnaten weiterzufahren. Das mindere Volk sollte minderes Volk bleiben.

Bot sich mir da nicht eine heilige Pflicht? Man legte sie mir nahe. Ich empfand sie selber: Einstehen für die Entrechteten, gegen die Bedrücker, für das Volk.

Dann kam der verhängnisvolle Abend. Ich sass wieder einmal hinter der Arbeit fürs Staatsexamen. Sie kam bedenklich zu kurz. Es gab jetzt halt Wichtigeres zu tun, als gute Prüfungsnoten zu erschinden.

Der Präsident der Pfarrwahlkommission erschien im Pfarrhaus, dessen Studierstube man für den Vikar notdürftig möbliert hatte. Er eröffnete mir, dass sie nun einen Pfarrer gefunden hätten. Er gehörte zum Dorfadel, war von Natur zurückhaltend, wenig redegewandt. Er begnügte sich, mir die

Mitteilung zu machen. Geradezu unvermeidlich war die Empfindung: Bin ich es nicht wert, dass er mir die Entscheidung der Kommission näher begründet?

Mit meinem theologischen Arbeiten war es für diesen Abend wieder einmal vorbei. Was sollte ich mich mit der Dogmengeschichte herumschlagen, die doch nur Museumswert hatte! Ich stand ja mitten drin im Flusse der Kirchengeschichte, in bedeutungsvoller Entscheidungszeit, als Getriebener und — am Ende auch als Treibender. Eine heilige Entrüstung verlieh mir Kraft. Jetzt musste er ausgefochten werden, der Kampf um die Belebung der Kirche, um die Befreiung des unterdrückten Volkes. Und ich wurde zu diesem Kampf aufgerufen.

Oder bildete ich mir das nur ein? War ich einfach der Tummelplatz der streitenden Parteien?

Noch ging zwar der Kampf unter dem kirchlichen Feldgeschrei vor sich. Auf der einen Seite schrieben sie in die Zeitung: «Herr H. hat es verstanden, manch verknöchertes Gemüt durch seine geistvollen Vorträge wieder zu erfrischen und für das wahre Christentum zu erwärmen. Manch Pfarrkind, das seit vielen Jahren den Weg zur Kirche vergessen hatte, wurde zum fleissigen Kirchgang angeregt.» Auf der andern Seite redeten sie in der gedruckten Einladung zur Kirchgemeindeversammlung, die Kirchgenossen also an: «Wir können keinem Parteimann unsere Stimme geben. Durch seine Wahl würden die Positiven unserer Gemeinde aus der Kirche verdrängt. Die Wahl des Herrn H. kann nach unserer vollen Überzeugung unserer Gemeinde nicht zum Segen gereichen.»

Aber dieses kirchliche Für und Wider war nur Aushängeschild der Parteien. Es ging weder der einen noch der andern um die Herrschaft Gottes, sondern um die eigene Macht. Der Vikar und alle die, denen der Kampf Herzenssache war, wurden von den Machtgierigen und Ehrgeizigen hüben und drüben für ihre Zwecke missbraucht. Wie haben sie sich erregt! Ein Freund schrieb mir: «Ich habe zwei Buben. Die müssen Juristen werden, damit sie allen Unrecht Leidenden zum göttlichen Recht verhelfen! Ja, ja!» Ein Gegner schüttete sein Herz mit diesen Worten aus: «Ich weiss nicht, was Sie für Verstand haben. Ich glaube aber, gar keinen. So lang Sie in S. sind, können Sie keine ruhige Stunde mehr haben; denn das Gewissen muss Sie plagen, wenn Sie überhaupt noch eines besitzen!»

Die haben es ernst genommen. Mit ihnen viele andere. Die leitenden Männer aber — nun ja, auch sie nahmen es ernst, in ihrer Weise, mit ihrer Sache, mit dem Festhalten der Macht und mit dem Erringen der Macht im Dorfe.

Ein halbes Jahr dauerte der Kampf. In einer ersten Kirchgemeindeversammlung wurde der Kandidat der Pfarrwahlkommission abgelehnt; in einer zweiten, an der ich gewählt werden sollte, lag eine Rücktrittserklärung von mir vor, die ich unter dem Eindruck der unversöhnlichen Gegnerschaft verfasst hatte; in einer dritten, welche durch Unterschriftensammlung in der Gemeinde gefordert worden war, wurde ich gewählt.

Die Gegner aber nahmen sich vor, mir bis ans Ende Gegner zu bleiben. Sie haben ihren Vorsatz ausgeführt. Nach achteinhalb Jahren waren sie am Ziel. Ich ging.

War's eine Komödie oder Tragödie der Irrungen? War's ein empörender Missbrauch des Pfarrers und des Pfarramtes? Vielleicht steckte doch Grosses dahinter. Ein Pfarrer muss wohl, wenn er nicht in unfruchtbarer Höhe schweben will, wenn er vielmehr mit dem Pflug den Acker aufbrechen will, sich umstreiten und — missbrauchen lassen. Ein heiliger Wille steht hinter den Bewegungen der Menschen. Diese Bewegungen sind aber meistens hässlich anzusehen.

Wie hatten doch meine Eltern gesagt? «Unser Emanuel soll weniger Sorgen und Aufregungen haben als wir.»

Ich liess sie, so gut es gelang, im Wahne des gemütlichen Lebens und der geachteten Stellung.

Es ist vielleicht unser Los, dass wir die Vielen, wohl die Mehrheit des Volkes, in diesem Wahne lassen müssen.